

Von Tierdienst und Tierbrüderschaft

Autor(en): **Bieri, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sah mich ernst und vorwurfsvoll an: «Haben Sie schon einmal auf einen Schlag einen grossen Betrag verloren?»

«Nein, dazu hatte ich niemals Gelegenheit», antwortete ich.

«Dann können Sie nicht beurteilen, wie unser-
eins zumute ist. Gewiss, er hat in sozusagen ge-
ordneten Verhältnissen gelebt. Jedoch mit einem
Schlag Reichtum und Ueberfluss zu verlieren und
weiter bis an sein Lebensende Särge machen zu
müssen . . . ich glaube, da hätten sich noch ganz
andere Leute das Leben genommen. Um so etwas
zu überstehen, muss man Charakter haben. Charak-
ter sage ich Ihnen . . .» Pietro schwieg und leerte
sein Glas. Als er es auf den Tisch zurückgestellt
und es gefüllt hatte, fuhr er fort: «Der Antonio
war mein Freund, aber kein Charakter, denn sonst
sässe er mit uns an diesem Tisch.»

«Entschuldigen Sie Pietro, aber ich verstehe die
Sache doch nicht ganz. Im Grunde genommen hatte
Ihr Freund doch gar nichts verloren. Er war der-
selbe, der er vorher war und besass keinen Rap-
pen weniger als zuvor.»

«Ihre Ansicht kann ich nicht teilen», bemerkte
Pietro. «Es ist eben ein Unterschied, ob man
50 000 Franken in der Tasche hat oder . . .»

In diesem Augenblick marschierte draussen die
Stadtmusik Harmonia vorbei.

«Sehen Sie», rief Pietro erregt und packte mich
beim Arm. «Glauben Sie, dass es für mich eine
Freude ist, die Herren Musikanten zu sehen?
Tja, der Antonio, der hat alles hinter sich, und ich
will ihm sicher nichts Böses nachsagen. Doch fin-
den Sie nicht auch, dass es eine Dummheit war,
der Musikkapelle die Hälfte des Betrages zu stif-
ten? 25 000 Franken! Was ging den Antonio die
Musikkapelle an? Er hat doch nie in seinem Leben
ein Instrument gespielt! Was habe ich damit zu
tun? Schauen Sie nur, wie sie ihre Intrumente für
mein Geld putzen. Ob das nicht einen verdriesslich
machen kann! 25 000 Franken kostet mich die
Dummheit meines Freundes Antonio. Er hat sich
aus dem Staube gemacht, aber ich muss jetzt alles
durchstehen. Dazu gehört Charakter, mein Herr.
25 000 mit einem Schlag! Können Sie sich vor-
stellen, was das für mich bedeutet? Der Antonio
hat es sich leicht gemacht. Erst richtet er ein Un-
heil an und dann erhängt er sich. 25 000 Franken
kostet mich diese Freundschaft! Ist das ein
Freund? Nennt man das Charakter?»

Wir leerten beide unsere Gläser auf einen Zug
und jeder dachte sich im stillen seinen Teil.

Friedrich Bieri

V O N T I E R D I E N S T U N D T I E R B R Ü D E R S C H A F T

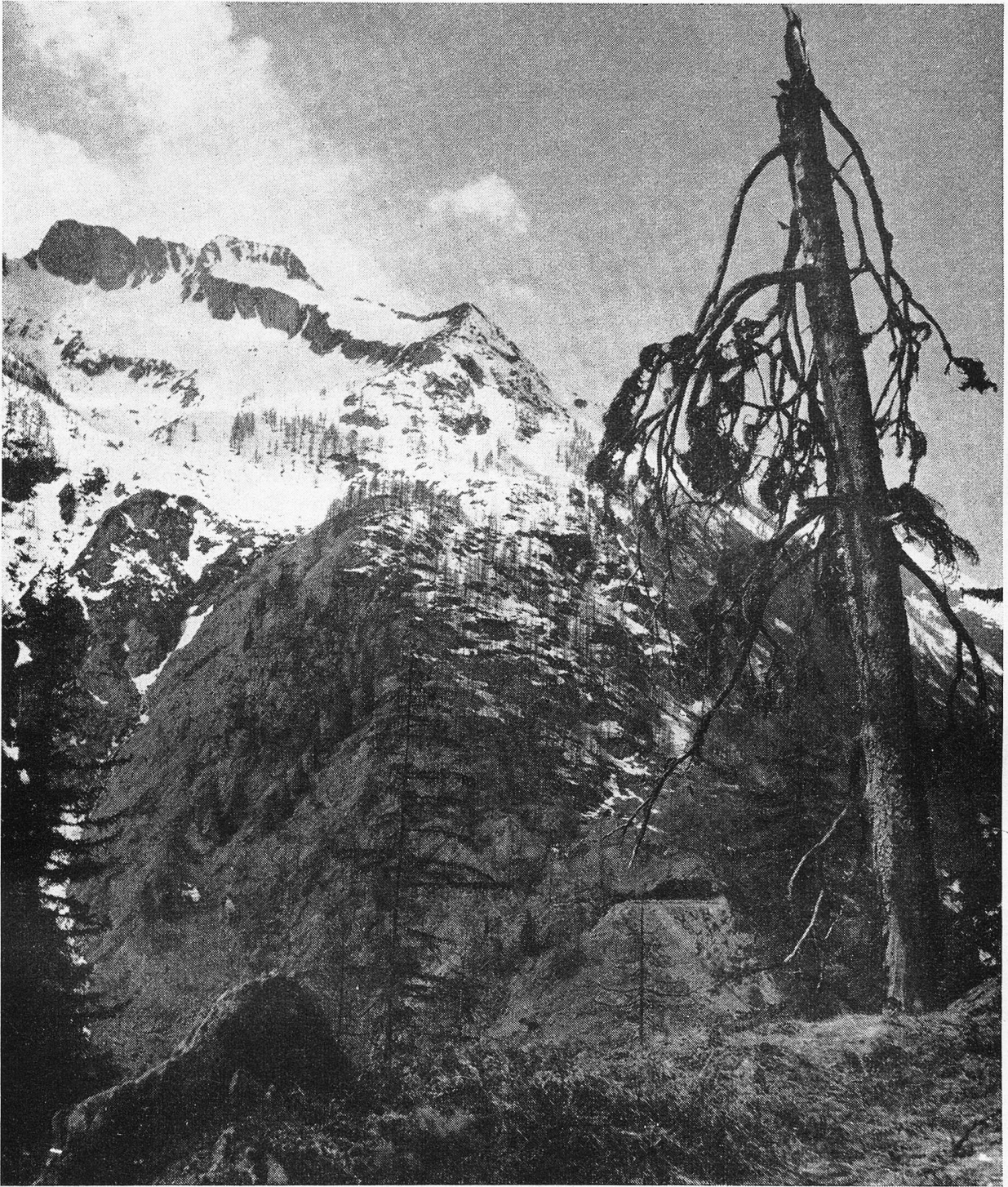
Eine kleine naturkundliche Plauderei

Unter «Tierdienst» verstehen wir die Verehrung
bestimmter nützlicher oder schädlicher Tiere. Die
niedersten Naturvölker betrachten das Tier als ein
mit ihnen auf gleicher Stufe stehendes Wesen, mit
welchem man sich durch Blutmischung und Schutz-
gelöbnis verbrüdern kann; ja oft als ein sie an
Macht überragendes Wesen, dem man Verehrung
entgegenbringen müsse . . . Von einigen nordischen
Völkern wird beispielsweise u. a. erzählt, dass sie
den Bären um Verzeihung gebeten hätten, wenn
sie ihn getötet hatten.

In diesem Sinne konnten andere Völker auch
ein bestimmtes Tier zu ihrem Schutzgeist erwä-
hlen (Fetischismus und Totem); an ein Fortleben
der Ahnen in Tierleibern (Seelenwanderung) und
an eine Verwandlung von Menschen in Tiere (Wer-
wolfsage!) glauben. In diesen Zusammenhang ge-
hört auch die in unzähligen Märchen fortlebende
Tierbrüderschaft.

Mäuse, Frösche und Eidechsen galten in frühe-
ren Zeiten als Seelenformen, in deren Gestalt die
menschliche Seele den Mund der Sterbenden ver-
lässt; der Storch vielleicht deshalb, weil er diese
kleinen Tiere frisst, galt als unantastbarer Seelen-
träger, welcher die Kinderseelen herbeiträgt . . .!
Im besonderen aber wurden wegen ihrer Kraft
und Wildheit gefürchtete Tiere, wie etwa der
Löwe, Wolf und Bär, oder solche, die wegen ihres
unheimlichen Wesens gemieden werden, wie bei-
spielsweise Molche, Eidechsen (Drachen!) und
Schlangen häufiger zum Gegenstand einer aber-
gläubischen Verehrung.

Einem anderen Vorstellungskreis, obwohl er
aus dem vorigen entstanden sein mag, gehört der
Tierdienst der alten Aegypter, Semiten und Inder
an, welche an göttliche Inkarnationen in Tierge-



Bei Fusio

Photo E. Brunner

stalt und an eine Wanderung der menschlichen Seele durch Tierleiber glaubten. Diese Völker stellten ihre Gottheiten daher in Tiergestalt oder wenigstens mit Tierköpfen versehen dar, pflegten die betreffenden Tiere in Tempeln — die beispielsweise in den Küstenländern wohnenden Semiten gewisse heilige Fische, die Aegypter den Apis, Katzen, Ibisse u. a., die Inder Schlangen, Krokodile, weisse Elefanten und Affen —; erliessen Gesetze zu ihrem Schutze, setzten sie nach ihrem Tode feierlich einbalsamiert bei usw. Aus diesen Inkarnationsvorstellungen gingen in den späteren Religionssystemen die als Attribute der Gottheiten namentlich von der bildenden Kunst verwerteten heiligen Tiere, wie der Adler des Jupiter und des Johannes, der Löwe der Rhea und des heiligen Markus, die Raben und Wölfe Odins und Apollons, die Tauben der Venus, der Specht des Mars usw. hervor. Und ebenso schliessen sich daran gewisse Stammsagen (Drache der Chinesen, Wölfin der Römer).

M I S S V E R S T A N D E N

In dem berühmten Gedicht «Erlkönig» von Goethe, beginnt die letzte Strophe bekanntlich mit den Worten:

«Dem Vater grauset's,
er reitet geschwind,
er hält in den Armen
das ächzende Kind ...

Ein Lehrer diktiert seinen Schülern das Gedicht und erteilt ihnen die Aufgabe, es auswendig zu lernen. Leider unterlässt er es, das Diktat nachzuprüfen und auf seine Richtigkeit zu untersuchen. So geschieht es denn, dass ein Knabe beim Auf-sagen die angeführten Verse folgendermassen wiedergibt:

«Dem Vater grauset's,
er hält in den Armen
er reitet geschwind,
das sechzehnte Kind ...»

Seither lässt der Lehrer keine diktierten Gedichte mehr ungeprüft auswendiglernen. M. H.

Erich Metz

S P Ä T E R E H E I R A T A U S G E S C H L O S S E N

Kennen Sie Fridolin? Wenn Sie einmal an einem schönen Sonntag ins Grüne fahren und es begegnet Ihnen ein dicker, rosiger Mann, der einen Kindwagen vor sich herschiebt, während eine reizend-mollige Frau hinter ihm geht und zwei süsse Kleine an der Hand führt, dann wissen Sie es: Der Mann da vorn ist Fridolin!

Ein paar Jahre sind es her. Der Fridolin ist damals ein netter, aber durchaus eingefleischter Junggeselle gewesen. Von seinen Eltern erbe er den schönen Haushalt, eine gute Stelle hatte er, er konnte sich schon etwas leisten. Eines nur machte ihm Kummer, dass keine Haushälterin, kein weibliches Wesen es lange in seinem Haushalt aushielt. Junge waren darunter und ältliche, hübsche und weniger angenehme, tüchtige und weniger tüchtige, doch einen Fehler hatten sie alle, durchaus und durchum wollten sie den Fridolin einfangen. Heiraten sollte er sie auf Biegen oder Brechen. Dabei fühlte sich der Fridolin völlig wohl in seiner Haut. Denn Haushälterinnen konnte man wechseln, Ehefrauen aber? Mitnichten, mitnichten! Beinahe wie Ausverkaufsware tragen sie ein Schild, unsichtbar: «Vom Umtausch ausgeschlossen!»

Als Fridolin der sechsundzwanzigsten Haushälterin gekündigt hatte, setzte er ein Inserat in die Zeitung: «Junggeselle sucht tüchtige Haushälterin, bei hohem Gehalt.» Und in Sperrschrift: «Spätere Heirat ausgeschlossen!»

Schwarze und blonde haben sich gemeldet. Gefärbte und ungefärbte. Jüngere und solche von reiferem Alter, und alle mit dem Gedanken: Man kann nie wissen ...

Bis auf eine, eine rosig-runde, verwitwete Frau Müller. Die sagte energisch: «Die Arbeit, Herr Fridolin, würde mir zusagen. Aber eines möchte ich betonen: Spätere Heirat ist ausgeschlossen!»

Fridolin grinste erfreut: «Genau das habe ich doch in meinem Inserat erwähnt.»

«So genau habe ich es nicht gelesen», sprach Frau Rosa Müller.